**„WENN ES UNS GELINGT, DIESE MENSCHEN VORZUBE-
REITEN, DANN WERDEN WIR EINE BESSERE UND FRIED-
LICHERE GESELLSCHAFT IN DER ZUKUNFT HABEN“–
DIE ARBEIT MIT UNBEGLEITETEN MINDERJÄHRIGEN
GEFLÜCHTETEN**

Interview mit

Ali GEDIK, am 02.03.2018 geführt von Sabine BAUER-AMIN

Ali Gedik hat selbst als Jugendlicher erlebt, wie es ist in ein fremdes Land zu gehen, während die Familie sich fernab in Gefahr befindet. Mit 14 begleitete er seinen Onkel als Gastarbeiter nach Vorarlberg. Als sich wenige Jahre später die Gewalt gegen Kurd/inn/en in der Türkei zuspitzte und durch einen unglücklichen Zufall seine Familie direkt in die Auseinandersetzungen hineingezogen wurde, musste er selbst in Österreich um Asyl ansuchen. 42 Jahre später leitete er eine Unterkunft für unbegleitete minderjährige Geflüchtete in Wien.

Am Anfang des Gespräches geht Ali Gedik auf die Situation der Kurd/inn/en in Westasien ein, auf Menschenrechtsverletzungen, auf Assimilationsbestrebungen der einzelnen Regierungen und besonders auf die Sprachverbotsgesetze in der Türkei, die ihn als Jugendlichen besonders geprägt hatten. All diese Erfahrungen spiegeln sich in seiner Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten wider.

Sabine Bauer-Amin: Was waren Deine Hauptaufgaben bei der Arbeit?

Ali Gedik: *Ich war der Leiter, das umfasste inhaltliche, organisatorische und bürokratische Belange, die Schule, alles, was man sich vorstellen kann. Alle waren minderjährig, und das Sorgerecht für die Kinder lag beim Jugendamt. Wir hatten den amtlichen Auftrag, diese Jugendlichen und manchmal auch Kinder in jeder Hinsicht auf ihr Leben in Österreich vorzubereiten, ihnen bei Behördenwegen behilflich zu sein, den Schulbesuch zu organisieren und so weiter. Ich war für alles zuständig.*

Mein Vorteil, aber auch mein Nachteil war, dass ich selbst mit 14 Jahren nach Österreich gekommen bin. Ich bin selbst Kurde und hatte mit den gleichen Problemen zu kämpfen. Ich bin damals nicht als Flüchtling gekommen. Ich bin als Gastarbeiterkind mit meinem Onkel gekommen. Meine Familie hatte meinen Onkel einmal, als er zu Hause war, gebeten, mich mitzunehmen. Er hatte zu diesem Zeitpunkt bereits in Vorarlberg gearbeitet. Das war 1976. Sie sagten: „Wir haben acht Kinder. Du musst ein Kind mitnehmen, das dann dort arbeiten und uns unterstützen wird.“ So bin ich dann [nach Österreich] gekommen – mit diesem Auftrag. Und ich nahm den Auftrag mit Freude an! Nach vier Jahren [in Vorarlberg] hat ein Militärputsch in der Türkei stattgefunden. Ich war kurz vor dem Putsch zu Hause auf Urlaub. Dann sagten mir meine Eltern, dass ich meinen 15 Jahre alten Bruder mitnehmen soll, weil die Situation schon fast bürgerkriegsähnlich war. Sie sagten: „Nimm ihn mit, sonst wird er hier erschossen.“ Also nahm ich ihn mit. Das war einen Monat vor dem Militärputsch. [...] Eine Woche vor Ende meines Urlaubs wurden unser Dorfvorsteher und sein Neffe nachts erschossen. Er war in der Nacht auf seinem Motorrad auf dem Weg von der Stadt zum Dorf. Es waren türkische Soldaten oder andere, denn es gab auch andere wie die PKK oder Linke und auch Konflikte innerhalb der Organisationen selbst, [...] Nun, leider wurde er erschossen. Mein Vater war der Stellvertreter dieses Mannes. In der Nacht wurde mein Vater verständigt, dass der Dorfvorsteher erschossen wurde. Er weckte mich auf und sagte, ich solle jetzt verschwinden. „Am nächsten Morgen werden Polizei und Soldaten kommen und alle jungen Leute in Gewahrsam nehmen. Bis wir Dich sicher wieder rausbekommen, werden zwei oder drei Monate vergehen. Du verlierst also die Optionen in Österreich, Deine Bewilligung und so weiter.“ In der Nacht sind wir in die Berge abgehauen. Von dort brauchten wir etwa 24 Stunden, um die nächste kleinere Stadt zu erreichen. Von der Kleinstadt nahmen wir dann ein Taxi in eine größere Stadt und dann einen Bus nach Istanbul, ich, mein Bruder und der andere Junge. Und von dort aus fuhren wir mit dem Zug nach Österreich.

Einen Monat später erfuhren wir auch hier in Österreich, dass es in der Türkei einen Militärputsch gegeben hatte. Dann erfuhren wir, dass jemand in der Zeitung geschrieben hatte, mein 15-jähriger Bruder und der andere Junge hätten den Dorfvorsteher ermordet. Sie behaupteten, dass die Jungen Terroristen seien. In der Zeitung stand geschrieben, dass sie sich innerhalb von drei Monaten bei der Polizei stellen müssen, sonst würden sie ausgebürgert werden. Sofort beantragte ich für meinen Bruder und den anderen Jungen Asyl in Vorarlberg. Dann nahmen sie [die Polizei] meinen Vater und den Vater des Jungen mit und folterten sie mehrmals im Dorf. Das ging über einen Zeitraum von einem Jahr oder anderthalb Jahren. Einmal hätten sie meinen Vater fast getötet, aber er kam später wieder zu Bewusstsein.

Mein Bruder, der hier mit seinem Asyl beschäftigt war, kam damit nicht mehr zurecht. Er war 15, 16, 17 Jahre alt. Er erfuhr, dass sein Vater seinetwegen gefol-

tert wurde. Und dann kam unser Vater für zwei Jahre ins Gefängnis. Er [der Bruder] hatte in Vorarlberg einen Zusammenbruch. Dann war er vier Jahre lang – nicht ganz, aber mindestens zweieinhalb von vier Jahren – in einer psychiatrischen Klinik, einer geschlossenen Abteilung und so weiter.

Während der Prozess meines Bruders weiterging und Österreich ihm kein Asyl gewährte, hatte ich Angst, dass sie dort unten [in der Türkei] herausfinden würden, dass mein Bruder bei mir in Österreich war. Ich war legal in Österreich – ich hatte einen Reisepass und eine [Aufenthalts-] Genehmigung. Ich durfte auch in die Türkei reisen, aber nicht mein Bruder. Er war ja ausgebürgert, man suchte nach ihm. Ich hatte Angst. Damals musste ich jedes Jahr zur Fremdenpolizei gehen und meine Aufenthaltserlaubnis abholen. Und diese war von einer Arbeitsbewilligung abhängig. Also hatte ich Angst, dass ich auch hier Probleme bekommen könnte und keine Bewilligung mehr bekomme. Ich hatte Angst, dass sie mich ausweisen und vielleicht in der Türkei festhalten würden, weil mein Bruder bei mir war. Dann habe ich auch einen Asylantrag gestellt. So wurde ich plötzlich aus einem normalen Status heraus ein Flüchtling. Und dann haben sie uns das Asyl nicht gewährt. Ich schrieb einen Brief an den ehemaligen Präsidenten Rudolf Kirchschläger. Er hat mir sogar geantwortet. Und dank ihm wurde uns zwei oder drei Monate später doch das Asyl gewährt.

Also, warum habe ich jetzt über all das gesprochen? Ich kehre jetzt zu meiner Tätigkeit im Management und zu den Geflüchteten zurück. Weil ich das alles so gut verstanden habe, das alles selbst durchgemacht habe und ich meine Familie über zehn Jahren nicht mehr besuchen konnte – [deshalb habe ich mich dazu entschieden diesen Job anzunehmen]. Keiner von diesen jungen Leuten in der Wohngemeinschaft hat freiwillig das Land, die Familie, ihre Freunde oder das Dorf verlassen. Sie waren dazu gezwungen. Oft wachten sie morgens auf und weinten, weil sie von ihren Müttern geträumt hatten, vor allem von ihren Müttern. Als ich kam und sie aufweckte, damit sie in die Schule gingen, fingen sie zu weinen an. Sie sagten: „Ich habe gerade von meiner Mutter geträumt, und dann öffne ich meine Augen, und ich bin ganz woanders. Weder die Familie, noch die Mutter, noch die Geschwister sind hier.“ Und das hat mich noch mehr berührt, weil ich das alles selber erlebt und durchgemacht habe. Ich verstand, wie sie sich fühlten. Ich war wie ein Ersatzvater für diese 17 jungen Menschen, Burschen und ich stand ihnen sehr intensiv zur Seite. Manchmal habe ich auch darunter gelitten und sie fühlten daher, dass ich dort kein gewöhnlicher Mitarbeiter war. Ich umarmte sie, ich stritt mit ihnen. Natürlich musste ich sie dazu drängen, weiterzumachen, aufzuwachen und zur Schule zu gehen, Deutschunterricht zu nehmen. All das war schwierig für sie.

Sie hatten ihre Stimmungsschwankungen. Manchmal fühlten sie sich gut und waren froh, zur Schule und in den Deutschunterricht zu gehen. Sie lernten ein paar neue Wörter und kamen dann zu mir, um mit mir und den anderen Mitarbei-

ter/inne/n zu reden. Sie haben fast alle innerhalb von vier oder fünf Monaten so gut Deutsch gelernt, vor allem junge Leute aus Syrien. Es ist erstaunlich, wie sie das so schnell machen konnten, trotz all ihrer Probleme. Am ersten Tag, als diese 17 [Jugendlichen] zu mir gekommen sind, konnte ich mit niemandem drei Sätze austauschen. Nach vier Monaten konnte ich mit ihnen reden, mit ihnen streiten, mit ihnen diskutieren und ihnen Dinge erklären. Und manchmal hatten sie diese Stimmungsschwankungen. Derselbe Teenager, der sich über alles gefreut hatte, sagte: „Scheiße, ich will nicht. Ich will nicht zur Schule gehen. Wozu auch? Wo ist meine Familie? Ich habe immer noch kein Interview gegeben. Ich habe immer noch keinen Reisepass. Ich weiß nicht, ob sie mich in zwei Monaten zurückschicken – Abschiebung!“ Es gab so viel Aggression und es war schrecklich, Zeuge dieser enormen Stimmungsschwankungen zu sein.

Stell Dir einen 14- oder 15-Jährigen vor! Die Familienstrukturen unter Araber/inne/n oder Kurd/inn/en oder sogar Afghan/inn/en sind anders. Die Familie macht alles, die Mutter macht alles. Und plötzlich sind diese 14- oder 15-Jährigen für alles allein verantwortlich. Sie stehen morgens auf, bereiten alles vor, gehen zur Schule, versuchen eine gute Laune zu behalten, kommen abends zurück und machen Hausaufgaben, kochen, spülen und dies und das. Sie haben eine so große Menge an Verantwortung, an Problemen, an Schmerzen. Du kannst Dir vorstellen, wie diese jungen Menschen sich fühlen. Nach eineinhalb Jahren bin ich persönlich an meine Grenzen gestoßen. Ich war am Ende. Ich liebte es, meine Arbeit zu tun, aber ich konnte nicht sagen, dass es nur mein Job war, und ich gehe um neun Uhr hin und um fünf Uhr wieder weg. Unsere Wohngemeinschaft war plötzlich in allen Medien, in „Wien heute“ und so. Wir hatten die richtigen Kontakte, um diese glücklichen Momente, die sie hatten mit dem Erlernen von Deutsch und mit ihren Bemühungen, der Gesellschaft zu zeigen. Auch haben wir bei einem Ausflug mit ihnen nach Oberösterreich einen Journalisten von „profil“ eingeladen. Der hat einen erstaunlich ausführlichen Bericht darüber geschrieben, mit schönen Bildern und so.¹

[...] Nach dieser Zeit war ich wirklich zerstört. Ich war so erschöpft. Ich habe immer noch sehr gute Beziehungen zu ihnen. Sie sagen mir, dass sie mich vermissen. Manchmal besuche ich sie. Sie wohnen alle im 10. Bezirk und ich wohne auch im 10. Von Zeit zu Zeit sehe ich sie auf der Straße. Einige von ihnen haben jetzt ihre Familien hier, Eltern und so weiter. Es ist nicht leicht, wenn man mit ganzem Herzen arbeitet. Es ist eine sehr schwierige Arbeit, wenn man sie wirklich mit ganzem Herzen macht und ich hatte ein sehr gutes Team zusammengestellt. [...] Ich muss es noch einmal sagen: Diese eineinhalb Jahre waren eine so schöne Erfahrung für mich. Auch mit Behörden, sei es mit der Polizei, sei es mit dem Jugendamt, sei es mit dem Bezirksamt, mit allen, MA 13, Fond Soziales Wien. Es ist egal, mit wem ich gesprochen hatte, auch mit dem Bundesamt für Asyl. In

¹ Vgl. <<https://profil.at/oesterreich/reportage-junge-fluechtlinge-sommerfrische-waldviertel-7548019>>.

dieser Zeit habe ich kaum eine schlechte Erfahrung gemacht. Alle waren wahn-sinnig hilfsbereit.

Sabine Bauer-Amin: Ich könnte mir vorstellen, dass zu diesem Zeitpunkt eine große Unsicherheit herrschte.

Ali Gedik: *Natürlich! Niemand wusste, wie die Dinge am nächsten Tag sein würden. Wir organisierten die Schule und den Deutschunterricht. Dann kam das Interview und die Frage nach dem Asylbescheid. Wenn sie den Bescheid erhielten, brauchten sie einen Pass. Sodann fragten sie, wann sie ihre Familien nachbringen könnten. So endete es nie, und es war gerechtfertigt Angst zu haben aufgrund der Unsicherheit.*

Sabine Bauer-Amin: Hat Dich das sehr an Deine eigene Situation von damals erinnert?

Ali Gedik: *Sehr oft, aber da Du auch gefragt hattest, wie es vor 40 Jahren war und wie es heute ist. Früher gab es diese institutionelle Pflege einfach nicht. Dass es für 17 Jugendliche sechs Personen gibt, Fachleute, die sie auf die Integration und auf die Gesellschaft vorbereiten würden, gab es nicht. Wir hatten jede Woche eine Hausversammlung, bei der wir über hausinterne Geschichten oder politische Themen, über die Frauen in der Gesellschaft und die Rolle der Frau sprachen, und ich sagte ihnen immer wieder: „Okay, vielleicht ist die Politik hier manchmal nicht gut, aber es ist schön, dass dieser Staat diese Angebote für Euch hat. Das muss man zu schätzen wissen und man muss mitmachen. Man muss sich [am Aufbau] seiner eigenen Zukunft beteiligen. Seht, Ihr habt die Möglichkeit, hier zur Schule zu gehen, eine Berufsausbildung zu machen. Ihr habt sogar die Möglichkeit, zu studieren.“ Natürlich werden es nicht alle schaffen, aber vielleicht einige. Denn sie hatten Träume davon, was sie werden wollten. Ich habe immer versucht, sie zu bekräftigen und ihnen Kraft zu geben. Manchmal weinte ich auch mit ihnen, weißt Du? Das war auch die Realität. Nicht alles war schön.*

Sabine Bauer-Amin: Vielleicht kannst Du mir etwas über die Institution erzählen, für die Du gearbeitet hast.

Ali Gedik: *Der Träger war ein Freund von mir, ebenfalls ein Kurde aus der Türkei ist. Er selbst hatte die gleichen Probleme gehabt. Er besitzt seit mehr als 15 Jahren ein Bildungsinstitut im 10. Bezirk. Es ist ein riesiges Gebäude am Viktor-Adler-Markt. Ein Stockwerk mit 300 Quadratmetern ist nur für den Unterricht, für viele verschiedene Kurse, wie Bildungskurse zusammen mit dem AMS. [...] Als diese Flüchtlingswelle war, wollte er den dritten Stock den Geflüchteten zur Verfügung stellen. Natürlich zusammen mit der MA 11 und dem Fonds Soziales Wien. Er konnte ihnen das nicht gratis zur Verfügung stellen, weil er auch seine Betriebskosten decken musste. Und dann sagte er: „Möchtest Du die Leitung übernehmen?“ Ich bejahte, und wir mussten das Vorhaben mit der MA 11 und dem Fonds*

Soziales Wien besprechen und hatten dann nach zwei Monaten alles organisiert. Wir brauchten dann noch fünf Mitarbeiter, die Hälfte von ihnen musste Erfahrung in diesem Bereich haben. Das war also sehr professionell.

[...]

Ich wollte Menschen einstellen, die wegen der Afghanen Persisch sprechen. Dann hatte ich diese eine Kollegin, die halb Iranerin und halb Österreicherin war und auch Erfahrungen hatte. Dazu hatte ich eine Person, die selbst aus Syrien kam. Er ist ein Künstler, und ich bin immer noch sehr begeistert von ihm. Er war selbst ein Flüchtling. Er ist seit drei eineinhalb Jahren in Österreich. Als ich ihn zum Vorstellungsgespräch eingeladen habe, war sein Deutsch noch nicht gut genug. Aber er hat so viele andere Dinge mitgebracht. Er war ein Künstler, war sehr willig und politisch engagiert. Und nach einer Stunde war ich von ihm überzeugt und er hat fast geweint, da er sich schon für so viele Stellen beworben hatte. Er ist wirklich auch ein sehr talentierter Maler und in Damaskus hatte er ein Unternehmen mit 150 Mitarbeitern. Er hat sein Haus, seine Firma, seine Autos und alles verloren. Er ist mit seiner Frau und seinen beiden Kindern nach Österreich gekommen, und er sagte, dass er wegen seiner Deutschkenntnisse bisher keine Chancen hatte. [...] Dann war auch noch ein anderer Kurde, der selbst einmal als Flüchtling gekommen war und zwei befreundete österreichische Frauen. Das war auch sehr wichtig, dass es Frauen gab, die mit den Jungen arbeiteten. [...]

Sabine Bauer-Amin: Und wo kamen die Jungen her?

Ali Gedik: *Zehn von ihnen kamen aus Syrien, drei davon waren Kurden. Zwei aus dem Senegal und vier aus Afghanistan. Den Rest habe ich vergessen. [...]. Für jeden Jungen haben wir einen bestimmten Betrag erhalten, mit dem wir Mitarbeiter, Essen und so weiter bezahlen konnten. Auch das Taschengeld der Jungen ist darin enthalten und außerdem 10 Euro pro Monat für Freizeitaktivitäten und 40 Euro Taschengeld, Geld für Essen. Unser Verein erhielt das Geld vom Fonds Soziales Wien. [...] Als die Jungen 18 Jahre alt wurden, mussten sie die Wohnung verlassen. Entweder wurden sie als Flüchtlinge anerkannt und konnten sich dann auf eigene Faust etwas suchen oder sie waren es nicht. Dann zogen sie in Flüchtlingsunterkünfte für Erwachsene. Im Februar 2017 wurden sieben der Jungen 18 Jahre alt. Sie mussten ausziehen. Wir haben auch keine neuen Teenager aufgenommen. Das Geld war dann nur die Hälfte von dem, was wir vorher hatten. Aber die Wohngemeinschaft musste weiter professionell betreut werden. So wurde es unmöglich, die Wohnung mit diesen verbliebenen Teenagern auf dem gleichen professionellen Niveau zu halten. Der Verein hätte dann 7.000 Euro pro Monat aus der eigenen Tasche bezahlen müssen. Dann mussten zunächst zwei Personen aus dem Team gehen. Und so ging es weiter.*

Sabine Bauer-Amin: Wie bist Du an alle Informationen gekommen, die Du für die Arbeit mit den Jungs gebraucht hast?

Ali Gedik: *Das war wirklich hart. Der Fonds Soziales Wien war plötzlich für 10.000 Menschen in Wien verantwortlich. Sie waren die Stelle, wo ich anrufen musste, um Informationen zu bekommen. Ein Junge sollte zum Beispiel zur Schule gehen, aber es funktionierte nicht. Manche Dinge mussten erst herausgefunden werden. Die nette Dame bei der MA 11, die für uns verantwortlich war, sagte mir immer: „Nun, ich weiß es selbst nicht. Wir müssen gemeinsam eine Lösung finden.“ Es war wirklich schwierig, zuverlässige Informationen darüber zu finden, wie es mit den Jungen weitergehen sollte, was mit den Behörden zu tun ist, wie es mit Asyl oder Familienzusammenführung aussieht. Das verbesserte sich mit der Zeit und es gab eigene Institutionen, die sich auf die Familienzusammenführung oder die Schulbildung spezialisiert hatten. Ein wirklich großes Problem waren die E-Cards, also die Gesundheitsversorgung. Jeder hatte eine Versicherungsnummer und eine E-Card, die jedoch anfangs nicht funktioniert haben. Am Anfang hatten viele der Jungen Zahnschmerzen, Kopfschmerzen oder Magenprobleme. Wenn ich sie morgens aufweckte, sagten sie mir, dass sie Magenprobleme oder Zahnprobleme hatten und vieles mehr. [...] Ich war 17 Jahre lang in der Jugendarbeit, aber habe nie mit Geflüchteten gearbeitet. Alle sagten mir: „Pass auf, am Anfang sieht es vielleicht ganz nett aus, und die Jugendlichen werden gut gelaunt sein. Aber bitte, aufpassen!“ Ich habe wirklich die Erfahrung gemacht, dass am Anfang alle superglücklich waren. Sie kamen aus riesigen Notunterkünften mit 800 Menschen und waren dann in einer eigenen Wohngemeinschaft und teilen sich den Raum nur noch mit ein oder zwei Leuten statt mit zehn. Die Atmosphäre war super, aber eine meiner Kolleginnen meinte, dass in zwei Monaten alles herauskommen würde. Und es war wirklich so. Nach zwei Monaten haben sich alle Teenager verändert. Vorher war ich so überrascht und dachte, es gäbe überhaupt kein Problem und alles klappt prima. Aber dann brach alles zusammen: Gesundheit, Zahnschmerzen, Kopfschmerzen, Magenschmerzen.*

Sabine Bauer-Amin: Dieser „Zusammenbruch“ drückte sich also hauptsächlich durch körperliche Symptome aus?

Ali Gedik: *Ja, ganz genau.*

Sabine Bauer-Amin: Welche Erfahrungen hast Du damals mit dem Gesundheitssystem gemacht?

Ali Gedik: *Es war gut. Es ist wirklich unglaublich und ich kann es nicht oft genug sagen. Die Ärzte, die Krankenkasse, alle waren sehr hilfsbereit. Die Leute haben gerne geholfen und für die Jungen wurde gesorgt. Ich habe nur gute Erfahrungen gemacht.*

Sabine Bauer-Amin: Würdest Du sagen, dass das Gesundheitssystem in der Lage war, sich schnell an die Situation anzupassen?

Ali Gedik: *Oh ja, aber das ist nur meine Erfahrung. Ich weiß nicht, ob andere sie teilen würden. Ich weiß nicht, wie es mit anderen war. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass die Erfahrung eine ganz andere ist. Sicherlich gab es auch Probleme, aber mein Gesamteindruck war positiv. Mit Behörden, Institutionen und so weiter.*

Sabine Bauer-Amin: Wie könnte Deiner Meinung nach die Unterstützung optimiert werden?

Ali Gedik: *Das ist eine gute Frage und ich habe viel darüber nachgedacht. Ich persönlich hätte andere Prioritäten gesetzt. Anstatt den Jugendlichen vom ersten Tag an zu sagen „Jetzt müsst ihr zur Schule gehen! Ihr müsst Deutsch lernen! Ihr müsst selbst kochen und so weiter“, hätte ich die ersten sechs Monate nur dafür reserviert, um Deutsch zu lernen und wie bestimmte Dinge in diesem Land funktionieren. Zum Beispiel um ihnen zu erklären, wie das Schulsystem funktioniert, weil sie anfangs nicht verstanden haben, dass die Schule hier nach einem anderen System funktioniert. Oder die Rolle der Frauen, das habe ich mit ihnen in der Wohngemeinschaft diskutiert. Es gibt bestimmte Dinge in der Gesellschaft und in den ersten sechs Monaten muss man diese Bereiche vermitteln, wie Demokratie, Menschenrechte, Frauenrechte. Diese Teenager kommen aus verschiedenen politischen Kulturen, verschiedenen Ländern, in denen bestimmte Dinge einfach anders funktionieren. Das bedeutet nicht gut oder schlecht, es ist einfach anders. Man sollte diesen Teenagern nicht in abwertender und herabschauender Weise, sondern auf gleicher Augenhöhe begegnen und ihnen das Land erklären sowie die Unterstützungen. Man sollte ihnen die Sprache mit Fachleuten vermitteln. Aber wenn man ihnen viele große Felder gibt und ihnen sagt: „Tut mir leid. Ihr seid Flüchtlinge und müsst dies und das und dies und das machen“, dann können sie damit nicht umgehen, sie verkraften das nicht. Sicherlich gibt es auch Leute, die das tun können und erfahren sind. Ich denke, zumindest von jeder Institution sollte es einige Mitarbeiter geben, die eine wirklich gute Ausbildung erhalten und diese in ihren Institutionen weitergeben sollten. Also nicht nur, um die Jugendlichen auf ihr zukünftiges Leben vorzubereiten, sondern auch um diejenigen [zu unterrichten], die mit den Jugendlichen arbeiten. Die Leute waren zwar bereit, aber es gab einen großen Mangel [an Wissen und Kompetenz].*

Sabine Bauer-Amin: Du sagst also, dass viele dieser Menschen, die zu dieser Zeit gebraucht wurden, nicht gut vorbereitet waren?

Ali Gedik: *Nein, sie waren nicht vorbereitet. Überhaupt nicht! Und natürlich war es schwierig für uns alle, die direkt mit diesen traumatisierten Menschen arbeiten, aber auch für alle Mitarbeiter/innen des Fonds Soziales Wien. Es ging natürlich alles ein bisschen schnell, aber es sollte von Anfang an ein System geben, in dem zumindest jene in Schlüsselpositionen gut vorbereitet und informiert sind.*

Sabine Bauer-Amin: Und was sind die Auswirkungen dieses Mangels an Vorbereitung nach Deiner Meinung?

Ali Gedik: *In diesen Wohngemeinschaften gab es viele Probleme – eine Menge Gewalt und alles Mögliche. Viele Mitarbeiter waren nach sechs Monaten selber fertig, ja fast traumatisiert. Sie wussten selbst nicht, wie sie weitermachen sollten. Und oft projizierten sie ihre Wut auf die Flüchtlinge, konnten damit nicht mehr fertig werden und gingen wieder weg. [...]*

Wenn wir diese Menschen schon aufgenommen haben, dann müssen wir uns hinstellen und müssen in einen Dialog eintreten. Ohne einen Dialog, ohne mit ihnen zu sprechen, ohne bestimmte Dinge klarzustellen und auch bestimmte Dinge bei ihnen wertzuschätzen, können wir nicht einfach dastehen und sagen: „Ja, hier ist alles großartig, und das muss man lernen, das muss man wissen, und das muss man auswendig können, man muss sich hier anpassen und dort anpassen.“ Damit überrollt man die Leute. Wir können sie nicht mit Aufgaben überhäufen. Wir müssen sagen: „Hey, ihr habt auch etwas Gutes mitgebracht: eine Sprache, eine Kultur, eine Küche!“ Sie sind nicht Nichts! „Du bist eine wichtige Person. Du hast Würde. Aber Du bist in einem Land, wo Du die Sprache, die Kultur, das Land, die politische Struktur und so weiter nicht kennst.“ Und in diesen sechs Monaten sollen sie wie in einer Schule mit Verantwortlichkeiten handeln und nicht weggeschickt werden in Schulklassen, sondern sie sollen sich in den Wohngemeinschaften auf bestimmte Dinge konzentrieren. Und erst in einem zweiten Schritt dann eine Konzentration auf Schule, Arbeit, Ausbildung und so weiter.

Sabine Bauer-Amin: Also, Du sprachst von dieser ersten Phase, die die Jugendlichen brauchen würden, um anzukommen.

Ali Gedik: *Nicht nur für die Jugendlichen, sondern auch für die Zukunft Österreichs. Diese Jugendlichen werden bleiben. Und es ist besser, dass sie etwas lernen und zur Schule gehen, als ungelernte Arbeiter zu werden. Das Geld, das in Flüchtlinge investiert wird, ist nicht verloren. Diese Menschen bleiben. Sie werden morgen die Ärzte, die Lehrer, die U-Bahn-Fahrer sein. Sie sind die Zukunft des Landes. Jeder Euro, der hier investiert wird, ist gut für die Jugendlichen UND das Land.*

Sabine Bauer-Amin: Welche Erfahrungen hast Du mit Freiwilligen gemacht?

Ali Gedik: *Eigentlich waren es sehr gute, aber es war schwer zu koordinieren und es gab wenig Platz in der Wohnung. Es gab zwei oder drei, die kamen, um Deutsch zu unterrichten oder mit den Jungen künstlerische Aktivitäten zu machen. Das Angebot haben wir natürlich sofort angenommen. Die Jungen hatten dann den Deutschunterricht in der kleinen Küche. Das war ein bisschen schwierig. [...]*

Sabine Bauer-Amin: Was waren die Hauptschwierigkeiten bei der Arbeit mit Freiwilligen?

Ali Gedik: *Es gab Menschen, die gerne helfen wollten, und wir brauchten sie und die Jungen auch. Aber es gab keine passenden Strukturen. Wenn Leute kommen und etwas Künstlerisches machen wollen und man nur einen 6 Quadratmeter großen Raum hat, kann man nicht viel tun. Am Anfang hatte ich auch Schwierigkeiten, den Jungen zu erklären, dass diese Leute völlig aus eigenem Willen kommen und etwas umsonst anbieten, um ihre Solidarität auszudrücken. [...] Die Jungen hätten davon profitiert, mehr Freiwillige zu haben. Wenn man Freiwillige gut organisiert, kann man sich sehr gut auf die spezifischen Interessen konzentrieren. Aber wir haben es nicht öffentlich gemacht, da wir nicht den Platz dafür hatten. Außerdem hörten wir von so vielen anderen Institutionen, dass immer wieder Leute anriefen und Interviews mit Flüchtlingen und Freiwilligen machen wollten, aber wir wollten nicht Teil davon sein. Unsere Jungen gingen zur Schule und gingen in ihren Deutschunterricht. Wenn sie einen Termin hatten, mussten sie auch diesen vorbereiten. Wir hatten auch jemanden im Team, der sich bereits auf ihre Freizeitaktivitäten konzentrierte. Wir hatten nicht viele Möglichkeiten, wir spielten Fußball beispielsweise. Manchmal hatten die Jungen das Gefühl, dass sie nicht nein sagen konnten, wenn jemand etwas anbot. [...] Manchmal hatte ich schon das Gefühl, dass sie mit den Dingen, die sie machen mussten – Schule, Deutschkurse und so – schon überfordert waren. [...] Hätten wir es mehr öffentlich gemacht, wäre es vielleicht zu viel für unsere Jungs gewesen.*

Sabine Bauer-Amin: Vorhin hast Du mir ein bisschen erzählt, mit welchen anderen Organisationen ihr zu tun hattet. Wer waren die wichtigsten Netzwerkpartner?

Ali Gedik: *Nun, der Fonds Soziales Wien, das Jugendamt und Institutionen wie die Schulen. Wir haben nicht intensiv mit ihnen zusammengearbeitet, aber für mich war es immer wichtig, mit ihnen in Kontakt zu sein, sie zu besuchen und sie zu stärken. Denn einige Lehrer waren wirklich erschöpft. Es war wichtig, dass es nicht nur in meiner Wohngemeinschaft gut läuft, sondern auch überall sonst: in den Schulen, bei der Polizei, in den Bezirksamtern und so weiter, bei den Medien. Ich habe mir viele Aufgaben gestellt, weil ich weiß, wie weh es morgen tut, wenn wir heute etwas verpassen. Ich habe versucht, das den Medien und der Politik klarzumachen. Es ging nicht nur um diese 17 Jungen, sondern ganz allgemein. [...] Innerhalb dieser eineinhalb Jahre habe ich 10 Schulen zwei- oder dreimal besucht. Ich wünschte, ich hätte die Zeit gehabt, etwa zweimal im Monat dorthin zu gehen. Das Interesse an einem Austausch war groß. Die Lehrer/innen waren so froh, wenn ich kam. Das machte die Dinge für sie einfacher, obwohl es mir viel Arbeit bereitete.*

Sabine Bauer-Amin: Was waren die Schwierigkeiten, einen Platz in einer Schule für einen Teenager zu finden?

Ali Gedik: *Manchmal hatte eine Schule keinen Platz, manchmal sagten sie, dass der Junge acht oder neun Jahre in Syrien zur Schule gegangen sei und weil nur noch*

ein Jahr fehlte, sollte er nicht auf diese Schule gehen, sondern woandershin. Okay, das könnten vielleicht die Schulgesetze sein, aber ich denke, dass die Schulen einfach Schwierigkeiten hatten, diese Regeln ein wenig anzupassen und zu sagen: „Nun, das ist ein Junge, der erst vor sechs Monaten aus Syrien hierhergekommen ist. Ich kann nicht einfach alles nach Punkt und Komma anschauen und ihn nur nehmen, wenn alles erfüllt ist.“ Meine Erwartung war, dass sie in dieser Anfangsphase etwas flexibler und zugänglicher sein würden und die Regeln ein wenig beugen würden. Und sagen: „Ja, klar, den nehme ich, und dann sehen wir gemeinsam, wohin es geht.“ [...]

Sabine Bauer-Amin: Was waren Deine eigenen Erwartungen an die Jungen?

Ali Gedik: *Vielleicht waren meine Erwartungen zu hoch, aber ich verstand oft Dinge über Religion, Islam und so weiter nicht. Das war aber nicht bei allen ein Thema. Plötzlich sagten einige: „Unsere Religion ist die beste und die wichtigste, und die anderen sind alle gegen uns!“ Auch Antisemitismus war ein Thema. Einige waren auch gegen die Kurden. Sie nahmen ihre Probleme einfach von da unten mit. Dafür fehlte mir manchmal das Verständnis. Denn nicht gegen Kurden, Juden oder Christen zu sein, ist nichts, wofür man eine besondere Einschulung braucht, sondern das ist eine menschliche Sache. Es ist in Ordnung, wenn jemand an Allah glaubt. Aber diejenigen, die nicht an Allah glauben, sind auch Menschen. Manchmal hatte ich Schwierigkeiten und manchmal gab es sogar zwei Jungen, die ich in dieser Hinsicht sehr genau beobachtet habe. [...] Ich hatte ein Problem, wenn die Dinge, die den Jungen angeboten wurden, von ihnen nicht geschätzt wurden. Das waren wirklich Einzelfälle. Aber trotzdem war ich da ein bisschen enttäuscht. [...]*

Sabine Bauer-Amin: Was war die Rolle der Communities?

Ali Gedik: *Eine sehr große – viele von ihnen gingen zu den Freitagsgebeten in verschiedene Moscheen. Wir hatten eine Moschee um die Ecke, die für mich offensichtlich gefährlich war. Ich kenne sie, da ich seit 24 Jahren um die Ecke wohne. Aber ich konnte ihnen nicht verbieten, in diese Moschee zu gehen. Ich habe sie darauf aufmerksam gemacht, dass diese Moschee vielleicht unter der Beobachtung des Verfassungsschutzes stünde und sagte ihnen, dass sie aufpassen sollten, wo sie hingehen. Ich riet ihnen, lieber eine andere Moschee zu besuchen. Man konnte ihnen natürlich viel erzählen, aber die Jungen waren natürlich frei überall hinzugehen. [...] Einige hatten eine andere religiöse und politische Ansicht als ich. Und was ich vorhin über Institutionen im Allgemeinen gesagt habe, dass wir alle versuchten dafür zu sorgen, dass es allen Jungen gut geht, gilt natürlich auch für diese Communities. Ich meine, ich kann ihnen viel erzählen, aber wenn sie in eine Moschee gehen, die den Extremismus fördert, ist meine Arbeit nichts wert. Vielleicht hören sie mehr auf den Imam dort. Ich glaube, dass diese Communities, egal ob eine religiöse, nationale oder ethnische Gemeinde, eine große Rolle spielen.*

len. Wir versuchen, die Jugendlichen demokratisch zu erziehen, Respekt für die Menschenrechte, Respekt für Frauen und so weiter zu stärken, und wenn sie dann an einen Ort gehen, wo das Gegenteil gelehrt wird, war unsere Arbeit umsonst.

Sabine Bauer-Amin: Bist Du der Meinung, dass es mehr Zusammenarbeit zwischen Behörden und Communities geben sollte?

Ali Gedik: *Sicher! Ich wünsche mir, dass die Institutionen und die Politik im Allgemeinen sehr genau in diese Gruppen und auf einen Dialog schauen und sich vielleicht sogar einmischen. Ich habe kein Verständnis und keinen Respekt für eine Moschee, die Radikalismus predigt. Ich denke, es sollte jetzt mit aller Härte, die unsere Gesetze hier haben, gehandelt werden. Von meiner Seite gibt es kein Verständnis dafür, dass man hier lebt, die Demokratie genießt und gleichzeitig irgendwo faschistische Politiker oder die Muslimbrüder unterstützt. Ich bin ein überzeugter Atheist, aber ich respektiere die Gläubigen. Es sollte nicht einen Glauben gegen den anderen geben. [...]*

Sabine Bauer-Amin: Hatten die Jungen auch andere Netzwerke? Haben sie Freundschaften geschlossen?

Ali Gedik: *Ja, natürlich! Sie haben auch über soziale Medien so viele Freunde gefunden. Es gibt auch diese Gruppen, zum Beispiel für Syrer. Vor zwei Wochen las ich in „Biber“ von einer Facebook-Gruppe von fast 40.000 Syrern. Ich habe gelesen, dass dort viel passiert und auch Menschen unterdrückt werden, Frauen nicht einmal posten und Männer nichts Kritisches veröffentlichen, weil der Druck insgesamt zu hoch ist. Sie denken, dass dies ihr einziger Halt ist, und wenn sie dort ausgeschlossen werden, dann sind sie nichts. Sie sind durch soziale Medien wirklich gut miteinander vernetzt. Viele Dinge, die heute passieren, würde ich morgen hören, aber die Jungen wissen es schon zwei Stunden später. Und einige gingen sehr regelmäßig in die Moscheen, zum Freitagsgebet. [...]*

2016 habe ich zu Ramadan etwas für die Jugendlichen organisiert, da fast alle gefastet haben. Von diesen 30 Tagen habe ich 20 Tage so organisiert, dass wir jeden Tag in einem anderen Restaurant waren. Wir waren drei- bis viermal im „Kent“, vier- bis fünfmal im „Etap“, „Türkis“ und so weiter; also türkisch-kurdische Restaurants. Die haben sich wahnsinnig gerne beteiligt und die Jungs konnten dort gratis vom offenen Buffet essen zum Fastenbrechen. Und dann gab es da eine Moschee, die auch in ihrem großen Saal zu Ramadan abends ein gemeinsames Essen organisiert. Ich habe dort angefragt, ob ich mit den Jugendlichen vielleicht auch zwei- bis dreimal kommen kann. Ich habe ihnen gesagt, dass ich selber nicht faste, die Jugendlichen aber schon. Ich würde gerne mit ihnen kommen, sie essen, beten und dann gehen wir zurück. Einmal sind sie hingegangen und bei diesem einen Mal sind sie nicht mal bis zum Ende geblieben. Sie haben gesagt: „Nein, in dieser Moschee haben wir nichts verloren.“ Sie haben eigene

Vorstellungen gehabt. [...] Mittlerweile glaube ich schon, dass die Syrer/innen eine Community haben, die langsam Fuß fasst. Es gibt Restaurants, Friseure, Lebensmittelgeschäfte, die alle in den letzten zwei bis drei Jahren entstanden sind.

Sabine Bauer-Amin: Was denkst Du, wann helfen diese Gemeinschaften am meisten?

Ali Gedik: *Ich erinnere mich an meine eigene Geschichte. Ich weiß noch, wie ich am Wochenende in Bregenz 30 oder 40 Leute sah, die herumsaßen, rauchten und plauderten. Alleine dort zu sein und sich mit jemanden auf Türkisch unterhalten zu können und mit ihnen über das Land reden zu können, hat mir große Freude bereitet. Ich war darüber sehr glücklich. Ich denke, auf diese Weise erhalten die Menschen schnell Informationen über ihr Heimatland, aber auch über das Land hier. Man gibt seine Informationen weiter, über Asyl oder Sozialhilfe etc. [...] Gerade diese Sehnsucht nach der Sprache, dem Zusammensitzen, längere Gespräche zu führen, Geschichten zu erzählen, Lachen in der gleichen Sprache! Das half mir sehr. Damals gab es kaum Jugendliche in meinem Alter, die meisten von ihnen waren Männer in ihren 40ern, es gab auch keine Frauen. [...] Jetzt gibt es so viele Jugendliche. Ich musste wirklich als Teenager suchen, um jemanden in meinem Alter zu finden, der Türkisch spricht. Das ist jetzt besser für die Jungen. [...]*

Sabine Bauer-Amin: Wenn Du Dich an das Zusammenleben der Jugendlichen erinnerst, war die Sprache eine große verbindende Kraft, oder bildeten sie ihre Freundschaften entlang anderer Faktoren?

Ali Gedik: *Manchmal gab es diese Kämpfe zwischen den Syrern und den afghanischen Jungen. Das ist normal, wenn 17 Jugendliche auf einem Fleck zusammenleben. Aber sobald die Konflikte vorbei waren, gab es viel Solidarität. Die Jungen unterstützten sich gegenseitig. Die meisten der Jungen waren Syrer. Ich habe diese Situation so oft erlebt, dass die Syrer untereinander auf Arabisch sprachen, und dann dreht man sich um und sagt den Afghanen, worüber sie reden und warum sie lachen oder so. In den Medien wurde immer wieder geschrieben, was afghanische Jugendliche verbrochen haben. [...] Es gab Stereotypen. Und auch die Religion hatte eine Rolle gespielt. Sie war eine verbindende Kraft. Wir haben versucht, sie in den Räumen etwas zu mischen. Auch außerhalb der Wohngruppe, wenn Freundschaften entstanden sind, habe ich oft so kleinere Grüppchen gesehen, in denen syrische und afghanische Jugendliche zusammen unterwegs waren. Sie sind nicht nur unter sich geblieben, sondern haben durchaus auch andere zugelassen in der Gruppe. Ich habe auch erlebt, dass ein syrischer Jugendlicher mit einem afghanischen Jugendlichen zusammen geheult hat, weil es dem schlecht ging. [...]*

Sabine Bauer-Amin: Die nächste Frage, die ich habe, bezieht sich auf die Erwartungen bezüglich Arbeits- und Wohnmöglichkeiten. Du erwähnest, dass, als die Jungen 18 wurden [...]

Ali Gedik: *Es war eine Katastrophe. Wenn sie 18 sind, verlassen sie die Wohngemeinschaft. Wenn sie anerkannt werden, erhalten sie Mindestsicherung. Manchmal haben sie hier auch eine Familie, aber in anderen Fällen leben sie mit fünf oder sechs Freunden in einem Raum von 20 Quadratmetern. Das ist eine Katastrophe. Weiters gibt es keine Arbeit. Irgendwie verstehe ich das, wenn ein Restaurantbesitzer sagt: „Nun, wie gut ist sein Deutsch? Kann er länger bleiben? Darf ich ihn einstellen?“ Das sind alles Gründe. Manche haben auch Angst vor den Geflüchteten. Da braucht man gar nicht lange darüber zu reden, es ist eine Katastrophe.*

Sabine Bauer-Amin: War das anders als bei Deiner Ankunft?

Ali Gedik: *Es war auch in den ersten Jahren schrecklich. In den ersten drei Jahren habe ich mit sechs anderen Erwachsenen zusammengelebt. Ich war 14, 15 Jahre alt. Wir schliefen in Etagenbetten, während ich meine Schichten in der Fabrik arbeitete. Diese Unterkünfte gehörten den Fabriken. In diesem Punkt ist es nicht so anders. Jetzt haben diese ehemaligen Gastarbeiter Wohnungen und Häuser, aber damals war es ähnlich. Wir kamen an und niemand wollte an die Gastarbeiter vermieten. Wir waren gezwungen, zu unseren Landsleuten zu gehen, auch wenn es nicht schön war. Und das nur, um eine Matratze zu haben. Es gibt heute auch wirklich Matratzenmiete, so dass man irgendwo schläft und einfach für den Matratzenplatz 200 Euro bezahlen muss.*

Sabine Bauer-Amin: Das ist schrecklich. Weißt Du von den Erwartungen der Jungen an eine Berufsausbildung?

Ali Gedik: *Für viele ist es das Wichtigste, ihre Familien zu holen. Sie sind 15 Jahre alt und noch gut in ihre Familien und bei ihren Geschwistern integriert. Es war stark zu spüren, dass Geld zu verdienen für alle wichtig war. Weniger eine Bildung, sondern mehr etwas zu arbeiten. Aber es gab auch Ausnahmen. Einer der Jugendlichen sagte von Anfang an, dass er auf ein Gymnasium gehen wolle. Und nach sechs Monaten gab es Fächer, in denen er Klassenbester war. [...] Und dann war da noch dieser eine Junge aus dem Irak, der Friseur werden wollte, wo es aber unmöglich war einen Platz für seine Berufsausbildung zu finden. Aber alle haben mitgewirkt, sogar die Betreuerin vom AMS und wir haben ihn in einem Friseurladen untergebracht. Er war so glücklich damit und arbeitete dort jeden Tag sechs Stunden lang. Er war so stolz. Andere wollten Mechaniker werden, also die klassische Sache, die Jungen werden wollen. Auch in meiner anderen Jugendarbeit mit Migrant*innen Jugendlichen war das immer sehr beliebt. Und für andere war es spezifischer. Es gab einen, der dringend Zahntechniker werden wollte. Vielleicht gab es jemanden in seiner Familie oder so. Aber im Allgemeinen wollten die Leute mehr die klassischen Berufe ausüben und nicht so die Trendberufe.*

Sabine Bauer-Amin: Was war das Schwierigste für die Jungen, um eine Arbeit zu finden?

Ali Gedik: *Deutsch, also die Sprache. Das war für die Jungen oft eine große Frustration. [...] Ich denke, es sollte ein besseres Bewusstsein bei den Unternehmen geschaffen werden, dass diese Jungen viel lernen können und dass sie die Sprache lernen, während sie in der Firma arbeiten gehen. Das ist ein noch nicht abgeschlossener Prozess. Vielleicht wäre dann die Ausbildung vor allem in den ersten Monaten etwas anders. [...]*

Sabine Bauer-Amin: Und wie haben sich die Erwartungen der Jungen im Laufe der Zeit verändert?

Ali Gedik: *Sie kamen im Laufe der Zeit mit so wenig Geld aus, waren jedoch immer sauber, ihre Kleidung war immer ordentlich. [...] Übrigens sind die Wiener Linien eine dieser Institutionen, mit denen wir immer in Kontakt waren. Die Jungen brauchten Monatskarten, Jahreskarten, Schulkarten und das hat immer gut funktioniert. Die Jungen waren erstaunt über viele Dinge hier, wie etwa, dass wir verschiedene Politiker getroffen haben, ja, auch andere wichtige Leuten oder zum Beispiel, dass Van der Bellen allein [ohne Bewachung] in die Mariahilfer Straße gegangen ist und so.*

Sabine Bauer-Amin: Wie waren also die Erwartungen, als die Jugendlichen kamen, und wie waren sie nach dem ersten Jahr?

Ali Gedik: *Nicht so, nicht so unterschiedlich. [...] Im Allgemeinen gilt: Je mehr die Jungen die Sprache verstanden und wie die Dinge hier funktionieren, desto mehr schätzten sie sie. Und zwar immer mehr. Ich glaube, sie haben auch ihre Träume und Erwartungen zurückgeschraubt. Sie wurden reifer, und verstanden, dass nicht alles rosig war.*

Sabine Bauer-Amin: Was beeinflusst, ob die Erwartungen der Jungen erfüllt werden oder nicht?

Ali Gedik: *Ich denke, es hängt davon ab, ob sie die Dinge lösen können, die sie nachts nicht schlafen lassen. Zum Beispiel, ihre Familien hierherzuholen. Wenn sie 18 werden und sie die Möglichkeit verlieren, ihre Familien nachzuholen zerbrechen sie. [...] Für Österreich denke ich, dass dieses Thema nicht parteipolitisch instrumentalisiert, sondern als die Zukunft des Landes betrachtet werden sollte. Diese Menschen sind ein Teil des Landes und in zwanzig oder dreißig Jahren werden sie in diesem Land verheiratet sein und Kinder haben. Ich denke, man sollte das Thema etwas weiterdenken. Der Schwerpunkt sollte nicht nur auf dem Jetzt liegen.*

Sabine Bauer-Amin: Hat sich Dein Bild, das Du von Österreich hattest, durch diese Erfahrung verändert?

Ali Gedik: *Ja, im positiven Sinne. Ich fand es brillant, dass es die Betreuung für die Menschen und dass es diese Möglichkeiten gibt, dass alle vom ersten Tag weg*

versichert sind, in halbwegs in geschützten Räumen leben können und dass sie versorgt werden. [...]

Sabine Bauer-Amin: Wenn ich dieses Wort jetzt benutzen darf: Was ist Deiner Meinung nach das Wichtigste, wenn wir über Integration sprechen?

Ali Gedik: *Vom ersten Tag an alles gut zu erklären, was in diesem Land notwendig ist, sei es die Schule, sei es das System, sei es Kultur. Viele Dinge können durch Kommunikation geklärt werden. Natürlich kann man einen Zettel mit Regeln aufhängen, aber die Leute werden ihn vielleicht nicht lesen. Direkte Kommunikation ist immer besser. [...] Wenn Du sagst, das ist Integration, das sind die Kriterien, das sind die Werte, und Du musst Dich anpassen, dann ist das ein Weg. Eine andere Möglichkeit ist zu sagen: „Hey, Du bist nach Österreich gekommen und wirst eine Weile hierbleiben. Also versuche, dieses Land zu verstehen und kennenzulernen.“ Und verwende nicht einmal das Wort Anpassung. Es sollte also nicht im Sinne einer Verpflichtung sein. Natürlich gibt es einige Pflichten, damit das System funktioniert, grundlegende Dinge. Aber man sollte sie so erklären, dass es alle als eine Win-win-Situation verstehen. Nicht nur, dass man Dinge tun muss, damit die Österreicher/innen sich wohl fühlen, sondern auch, dass sie selbst Fuß fassen und ein besseres Leben im Land führen können, sich besser orientieren und das Land besser verstehen können. Integration ja, aber nicht mit dem Zeigefinger und geschriebenen Regeln und so. Also nicht: „Wenn man etwas falsch macht, wird man bestraft!“ Sondern: „Willst du hier gute Chancen haben? Willst Du Teil der Gesellschaft sein? Willst Du Dich in Österreich gut fühlen?“ Dann kann man erklären, dass es notwendig ist, sich anzustrengen, auf Menschen einzugehen, mit ihnen zu reden und sich unter sie zu mischen, ihnen zuzuhören und auch mit Kritik umgehen zu können. Auch mit Kritik an der eigenen Religion muss man umgehen können. Ich glaube, dass die Methoden im Moment falsch sind, da es viel Druck gibt. Es ist in Ordnung, dass man sich wünscht, dass die Flüchtlinge schnell etwas über das Land, die Politik, die Frauenrechte lernen. Das ist in Ordnung. Aber wenn man das falsch macht, wird es nach hinten losgehen. [...] Es ist in Ordnung, dass man viel erwartet. Aber es hängt alles davon ab, wie es transportiert wird.*

Sabine Bauer-Amin: Hast Du konkrete Vorschläge für Politiker, was verbessert werden könnte?

Ali Gedik: *Die Politiker müssen dies als unsere gemeinsame Zukunft begreifen und dementsprechend [handeln]. Es sollte ein Konsens darüber bestehen, dass, wenn jemand herkommt und ich demjenigen nicht von Anfang an Möglichkeiten biete, wird es irgendwann mal zu spät sein. Hier hat jeder 200 oder 300 Stunden Deutsch. In Schweden sind es mehr als 1.200. Und diese Stunden sind obligatorisch und bezahlt. Das sind politische Entscheidungen, wo investiert werden soll und wie man diese Menschen gut darauf vorbereitet, in Zukunft Teil des gesellschaftlichen und politischen Lebens zu sein. Und das betrifft jetzt nicht nur Geflüchtete,*

sondern auch viele andere Jugendliche. Wenn ich im Prater unterwegs bin, sehe ich oft Jugendliche, denen man viel mehr sozialarbeiterische Angebote anbieten sollte. Nur dann kann ich sie von gewissen Dingen abhalten. Wenn nicht, dann werden sie halt mal da reinrutschen, mal dort reinrutschen – Drogen, Gewalt, Radikalität und so weiter. Es heißt ja immer, ein Häftling kostet am Tag 1.500 Euro. Wenn ich jetzt über zwei Jahre 10.000 Euro investiere, dann spare ich auf längere Sicht.

Sabine Bauer-Amin: Wenn Du jetzt zurückblickst, was hast Du für Dich selbst gelernt?

Ali Gedik: *Die Kraft der Menschen war unglaublich. Ich war immer erstaunt, wie stark die Menschen waren. Wie sie darauf ausgerichtet sind etwas zu erreichen, trotz allem was um sie herum passiert. Ich erinnere mich daran, wie die Jungen die Bombenangriffe von Aleppo beobachteten [im Internet] und versuchten zu sehen, ob die Häuser ihrer Familien und Freunde betroffen waren. Es ist unglaublich, mit diesen Sorgen leben zu müssen und gleichzeitig etwas Neues aufzubauen und auf eigenen Beinen zu stehen. Und sie waren 15 oder 16 Jahre alt. Ich habe gelernt, sehr viel Respekt vor ihnen zu haben. Ich habe gelernt zu sagen: „Wenn sie das können, wie kann ich mich dann beklagen?“ – Ich wurde sehr reflektiv.*

Sabine Bauer-Amin: Vielen Dank für all Deine Ehrlichkeit und die Zeit, die Du Dir für das Gespräch mit mir genommen hast. Möchtest Du noch etwas hinzufügen?

Ali Gedik: *Flüchtlinge werden nicht ewig Flüchtlinge bleiben. In einigen Jahren werden sie integriert sein. So, wie ich jetzt integriert bin. Ich bin vor 42 Jahren gekommen. Damals konnte jeder von hundert Metern sehen, dass ich ein Fremder war. Und ich glaube, dass mich heute, so wie ich hier sitze, niemand mehr für fremd halten würde. Ein Fremder, alleine wie er sitzt und wie er dreinschaut, dem sieht man an, dass er das Gefühl hat allein zu sein und dass er Angst hat. Diese Angst ist verschwunden, und diese Angst wird auch unter den Flüchtlingen verschwinden. Sie werden mit anderen Problemen konfrontiert werden, aber sie werden diese Unsicherheit unter den Österreichern nicht mehr spüren. [...] Und was ich auch sagen wollte: Wenn ein Jugendlicher kommt und mir sagt, dass er ins Fitnessstudio gehen will, dann kostet das schon 20 Euro pro Monat. Er hat nur 40 Euro. Und wenn ich frage: „Warum?, dann hat er natürlich die gleichen Motive wie alle anderen Jungen in diesem Alter. Die Wünsche, die Anliegen, die Träume dieser Jungen in diesem Alter sind oft sehr ähnlich. Es spielt keine Rolle, ob sie Flüchtlinge sind oder nicht. Natürlich gibt es einige Probleme und Wünsche, die etwas anders sind, aber trotzdem habe ich auch andere Jungen im 10. Bezirk getroffen, die Hunderte von Problemen hatten, deren größtes Problem aber darin bestand, dass sie ins Fitnessstudio gehen wollten. Ein Teenager ist ein Teenager. Es spielt keine Rolle, wo sie herkommen.*